

Inhalt

<i>Daniel Sollberger</i> Editorial Übergänge – Veränderungen und Konstanz in gesellschaftlichen, entwicklungspsychologischen und psychotherapeutischen Prozessen	5
<i>Martin Dornes</i> Zum Strukturwandel der Persönlichkeit in der Spätmoderne	17
<i>Gabriele Sorgo</i> Tune in and drop the lot? Erfahrung als Faktor in Transformationsprozessen	37
<i>Mario Erdheim</i> Der Körper in der Adoleszenz	55
<i>Marie-Luise Hermann</i> Narzisstische Krisen in der zweiten Lebenshälfte	69
<i>Christa Rohde-Dachser</i> Was sich wandelt und was bleibt Über die Unstillbarkeit der Verheißung	85
<i>Benigna Gerisch</i> Metamorphosen des suizidalen Körpers Zur Dialektik von Selbstvervollkommnung und Selbstzerstörung	103
<i>Lisa Schäfer-Fauth</i> »Wohu! Ah, das bin ja ich!« Sprachliche Identitätskonstruktionen gesichtschirurgischer PatientInnen zwischen Möglichkeiten und Grenzen des Wandels	121
<i>Christian Kläui</i> Einsicht in und Anerkennen von Passivität Eine zentrale Schwierigkeit, Therapien zum Gelingen zu bringen	135
GAT Transkriptregeln	151
Autorinnen und Autoren	153
Wissenschaftlicher Beirat	157

Impressum

Psychotherapie & Sozialwissenschaft
ISSN 1436-4638
2012, Heft 1

ViSdP: Die Herausgeber; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die Autoren. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der Herausgeber, der Redaktion oder des Verlages dar.

Erscheinen: Halbjährlich

Herausgeber:
Brigitte Boothe, Jörg Frommer, Bernhard Grimmer, Marie-Luise Hermann, Jürgen Straub, Ulrich Streeck, Kathrin Mörtl, Oliver Decker

Geschäftsführender Herausgeber und Schriftleitung: Jörg Frommer

Redaktionsanschrift:
Marie-Luise Hermann
Universität Zürich
Binzmühlestr. 14/16
CH-8050 Zürich
ml.hermann@psychologie.uzh.ch

Die Herausgeber freuen sich auf Ihre Manuskripte, die im Peer Review Verfahren begutachtet werden.

Satz: Andrea Deines, Berlin
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH
www.majuskel.de

Abonnements:
Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
D-35390 Gießen
Tel.: 0641/96997826 · Fax: 0641/96997819
bestellung@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Bezug ab 2008:
Jahresabo: 36,90 Euro (zzgl. Versand)
Einzelheft: 22,90 Euro (zzgl. Versand)
Bestellungen von Abonnements bitte an den Verlag, Einzelbestellungen beim Verlag oder über den Buchhandel.
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis zum 15. November erfolgt.

Rechte:
© 2012 Psychosozial-Verlag
Nachdruck – auch auszugsweise – mit Quellenangabe nur nach Rücksprache mit dem Verlag. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten.

Anzeigen:
Anfragen bitte an den Verlag an
anzeigen@psychosozial-verlag.de.
Es gelten die Preise der aktuellen Mediadaten.
Sie finden sie im Downloadbereich auf www.psychosozial-verlag.de.

**Gefördert mit freundlicher Unterstützung
der Margrit-Egnér-Stiftung.**

Die Margrit-Egnér-Stiftung wurde 1983 gegründet und verleiht alljährlich an verdiente Verfasser von wissenschaftlichen Arbeiten im Fachgebiet
»Anthropologische und humanistische Psychologie und Medizin«
vier Preise. Das Anliegen der Stiftung ist, Beiträge zu fördern
und zu solchen anzuspornen, in denen der Mensch mit seinen seelischen
Nöten im Mittelpunkt steht, um unsere Welt wieder humaner zu gestalten.
Darüber hinaus unterstützt die Stiftung konkrete Projekte weltweit,
die zu einer menschlicheren Welt beitragen.

Die vier Preise werden jeweils im Rahmen einer Festveranstaltung
am zweiten Donnerstag des Novembers in der Aula der Universität Zürich
verliehen; die Veranstaltung ist öffentlich. Zudem wird jedes Jahr
eine Festschrift mit den Reden der Preisträger und einer Einführung
zum jeweiligen Jahresthema publiziert.

Weiter Informationen zur Stiftung unter ihrer Homepage:

www.margritegner.ch

Blätter für
deutsche und
internationale
Politik

Große Köpfe für große Fragen

Jürgen **Habermas** · Saskia **Sassen**

Peter **Bofinger** · Seyla **Benhabib**

Jens **Reich** · Katajun **Amirpur**

Norman **Birnbaum** · Micha **Brumlik**

Rudolf **Hickel** · Claus **Leggewie**

Friedrich **Schorlemmer**

Dies sind nur 11 von 22 Herausgebern der »Blätter«.

Lernen Sie auch die anderen kennen –
und viele weitere kluge Köpfe.

Die »Blätter« – Monat für Monat 128 Seiten mit Biss.



Bestellen Sie ein Probeabo: Zwei Monate für nur 10 Euro
www.blaetter.de | abo@blaetter.de | 030/3088-3644

Editorial¹

Übergänge – Veränderungen und Konstanz in gesellschaftlichen, entwicklungspsychologischen und psychotherapeutischen Prozessen

Im Zuge der Wandlungsprozesse in der späten Moderne erleben wir eine zunehmende Veränderung von psychischen Integrationsanforderungen, die die Gesellschaft im Ganzen wie die Einzelnen bewältigen müssen. Jede Veränderung ist durch Übergänge charakterisiert, die mehr oder weniger markant sind – Übergänge, die gefordert sind, forciert oder abgelehnt, vollzogen, verhindert oder vermieden werden. Angesichts der gegenwärtigen sozialen Beschleunigung und der damit verknüpften Dynamisierung des Selbst stellt sich die Frage, welches die gesellschaftlichen Auswirkungen der Veränderungen unserer Zeit auf die Individuen, auf Familien, generell auf die Lebenswelt, die Werthaltungen und kulturellen Einstellungen und Strebungen sind. Im Weiteren lässt sich fragen, inwieweit vor diesem Hintergrund auch entwicklungspsychologische Übergangsprozesse etwa in der Adoleszenz oder im Alter sich wandeln, ob und wie letztlich in der Primärsozialisation die Entstehung des »psychischen Apparats« selbst, das heißt unsere seelische Verfassung und die mit ihr verbundene innere Dynamik unbewusster Konflikte sich wandelt. Und schließlich stellt sich bezüglich einer Verbindung von sozialen Kontexten mit innerpsychischen Verhältnissen spezifischer die Frage, welches die Auswirkungen solchermaßen sozial beeinflusster psychischer Strukturveränderungen auf die psychotherapeutischen Prozessen inhärenten Übergänge sind. Wie steht es mit der psychotherapeutischen Arbeit an Übergängen, an Begrenzungen, Trennungen, an Verzicht und den damit verknüpften Affekten wie etwa der Trauer in einer beschleunigten Welt?

Das vorliegende Themenheft ist aus der letztjährigen 2. Psychotherapeutischen Herbsttagung des *Zentrums Spezielle Psychotherapie ZSP* der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel zum gleichnamigen Thema

1 Ich möchte mich an dieser Stelle bei den Autorinnen und Autoren des vorliegenden Heftes herzlich für ihre Beiträge und die gute Zusammenarbeit bedanken. Ebenso geht mein Dank an Frau Marianne Pflugi für ihre sorgfältige Korrekturarbeit und die zahlreichen Verbesserungsvorschläge.

entstanden. Es versammelt neben den umgearbeiteten Beiträgen der dort vorgetragenen Referate die Aufsätze weiterer Autorinnen und eines Autors zu einem panoptischen Blick auf die Thematik des Übergangs in den eben umrissenen drei Bereichen.

Der Begriff des Übergangs, versteht man ihn als Grundbegriff des Lebendigen, konnotiert jenen der Verbindung und Trennung zugleich. Die Verbindung wird dabei zumeist in Form einer Bewegung, Entwicklung, Veränderung und Wandlung oder Verwandlung, also Metamorphose, gedacht, während die Trennung in Form von Differenziertem, Unterschiedenem und gegenseitig Abgegrenztem die Skandierungen und Sequenzierungen eines Prozesses markieren sollen, so etwa wenn wir von einem Entwicklungs*stadium* oder einer Veränderungs*phase* sprechen. Es gibt also eine »Dialektik des Übergangs«, indem der Übergang zugleich trennt, was er verbindet. Denn, wo nichts Unterscheidbares ist – und sei es die Differenz zwischen Ununterscheidbarem und Unterscheidbarem –, kann auch nicht von einem Übergang vom einen zum andern die Rede sein. Gleichzeitig ist das Unterschiedene, also etwa die Phasen oder Sequenzen eines Prozesses, nicht gänzlich getrennt; vielmehr sind es Teile eines Gesamten, einer Gesamtentwicklung.

Was für das Erkennen und Verstehen von biopsychosozialen Prozessen vielleicht notwendig ist, nämlich das Schaffen von Einteilungen und Kategorien, wird möglicherweise der inneren Verfassung von Entwicklungen nicht gerecht, insofern als ihre Unterteilung in Phasen, Sequenzen und Übergänge dem Unterteilten äußerlich bleibt: so beispielsweise die Unterscheidung von gesund und krank, insbesondere psychisch gesund und psychisch krank. Was umgekehrt für das soziale Leben an sich konstitutiv ist, nämlich das Schaffen von definierten Prozessen mit Anfängen und Enden und deren Markierung, scheint mehr und mehr unklar und unverstanden zu sein. So fällt es uns aufgrund etablierter gesellschaftlicher und rechtlicher Institutionen zwar immer noch leicht, den Zustand des Ledigseins von jenem der Ehe zu unterscheiden und die Verbindung der beiden Status weiterhin durch Rituale zu markieren und damit den Übergang zu strukturieren. Wie steht es aber etwa mit dem Übergang von der Kindheit zum Erwachsenensein oder von der ersten zur zweiten Lebenshälfte? Fiel es uns bis vor wenigen Jahrzehnten leichter, die Phase der Adoleszenz als den Übergang ins Erwachsenenendasein zu differenzieren, so ist heute mit dem Begriff des »emerging adulthood« der Verweis darauf gegeben, dass die Adoleszenz als prototypischer Entwicklungsübergang aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen neu durch eine weitere Übergangsphase vom Erwachsenenalter getrennt ist. Generell entsteht der Eindruck, dass wir uns zunehmend in Übergängen befinden und nicht mehr in Zuständen oder Status. Die konventionellen beruflichen und familialen Vollzugssequenzen wie

Ausbildung, Erwerbstätigkeit, Pensionierung bzw. Sich-Verlieben, Verheiraten und Kinder bekommen, sind immer weniger aneinander gekoppelt und mit einem bestimmten biologischen Alter synchronisiert. Ausbildungsphasen finden vermehrt im Erwachsenenalter statt nach längeren Abschnitten von Erwerbstätigkeit, während umgekehrt die Jugendarbeitslosigkeit mehr und mehr in eine dauerhafte Exklusion vom Erwerbsleben zu gleiten droht. Diese gesellschaftlichen und sozialpsychologisch relevanten Übergänge sind also nicht mehr so klar ausgerichtet, sondern oftmals bereits umkehrbar.

In größeren kultur- und geschichtsphilosophischen Debatten zeigt sich dieses Phänomen in der Rede von einem Ende dessen, was wir mit »Geschichte« benennen. Der Begriff der Geschichte ist selbst geschichtlich und nicht naturgegeben, sodass sich seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, der Epoche der Postmoderne, das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft grundsätzlich verändert hat. Hans Ulrich Gumbrecht etwa schreibt in der *Neuen Zürcher Zeitung*, dass wir heute nicht mehr vor einem offenen Horizont von Möglichkeiten stünden, sondern uns vielmehr einer Lawine von Bedrohungen (z. B. globale Erwärmung oder Überalterung) gegenüberstehen sehen, die wir allenfalls hinausschieben, nicht aber definitiv vermeiden könnten. Auf der andern Seite sei eine Nostalgiewelle von historischen Gedenkjahren und -feiern zu beobachten. Sodass »zwischen jener durch Bedrohung blockierten Zukunft und dieser fast aufdringlich präsenten Vergangenheit ... unsere Gegenwart keine Gegenwart des bloßen Übergangs mehr« sei, sondern »eine sich verbreiternde Gegenwart ..., deren Ereignisse und Erfahrungen zu Komplexität ohne Richtung werden« (Gumbrecht, 2011, S. 23). Gumbrecht zitiert andernorts im selben Zusammenhang den von Lyotard geprägten Begriff einer »intransitiven Mobilmachung« (zit. bei Gumbrecht, 2010, S. 17).

Auf eine ganz spezifische Folge dieser Entwicklung in eine übergangslose, ungerichtete Vergleichzeitigung unserer Gegenwartsgesellschaft² hat Vera King im Hinblick auf die Generationenverhältnisse hingewiesen: Sie ortet eine neue Form der Rivalität der Generationen, indem Eltern ihren Kindern und Jugendlichen die Zeit- und Möglichkeitsräume dadurch streitig machen, dass sie sich selber immer weiterentwickeln und verwirklichen wollen. So kommt es beispielsweise immer häufiger vor, dass Eltern ihren Kindern schon zuvorgekommen sind und das Nest verlassen haben im Moment, in dem diese dazu bereit wären (King, 2009, S. 52f.). Hartmut Rosa hat in seiner umfangreichen Studie unter dem Titel »Beschleunigung« (Rosa, 2005) eindringlich verdeutlicht, dass das gesellschaftlich bestimmte Verhältnis von

2 Vgl. dazu die schöne Übersicht über Formen der Vergleichzeitigung nach John Urry, in: Rosa, 2005, S. 347.

Bewegung und Beharrung, Veränderung und Konstanz zentral sei für die Frage unseres Selbstverhältnisses. Dieses zeichnet sich gerade durch die Balance von Kontinuität und Kohärenz einerseits, von Wandel und Flexibilisierung andererseits aus. Die postmoderne Entwicklung hin zu einer Dauerflexibilität und Dauertransformation, einem »Zustand« des Permanentübergangs, eines Offenhaltens möglichst vieler Optionen, oder wie Rosa es nennt: »einer Verzeitlichung der Zeit« (Rosa, 2005, S. 362ff.), führt letztlich dazu, dass Identität transitorisch wird. Wer jemand ist, hängt situativ vom Zeitpunkt innerhalb eines Lebensvollzugs ab. Die Rede vom lebenslangen Lernen in psychologischen Kontexten, der jene der Plastizität des Gehirns in neurobiologischen korrespondiert, nimmt in gewisser Weise diesen Aspekt der ständigen Entwicklung, Veränderung, des Wandels und Übergangs auf.

Wer mit diesem Dauerstress permanenter Flexibilität nicht zurechtkommt und in »rasendem Stillstand« verharrt, scheitert an einem breit internalisierten gesellschaftlichen Leistungsideal, wird depressiv, so Ehrenbergs These zur Depression als Pathologie der Spätmoderne (Ehrenberg 2004).³ Was bedeutet es denn, eine Entscheidung nicht fällen zu können, sich nicht entschließen zu können, nicht abschließen und sich trennen zu können und damit Übergänge nicht vollziehen zu können? Sind es bloß Wünsche nach Multioptionalität und Widerstand gegen Begrenzung eigener Freiheiten? Oder sind es dann eben nicht vielmehr die fehlenden Bindungssicherheiten, Orientierungen und Ich-Grenzen, kurzum die fehlenden Voraussetzungen, die es für Trennung und Entscheidung braucht, sodass die Übergänge nicht vom einen in einen anderen Zustand führen? Fehlen die Potenz, Durchsetzungskraft und Aggressivität, die einen Übergänge vollziehen lassen, fehlen der Mut, die Neugierde und das Vertrauen, dass Neues nicht gewagt, Altes nicht verlassen und gegebenenfalls auch betrauert werden kann? Sodass die Zeit gewissermaßen angehalten werden muss und in einem rasenden Stillstand zwar viel Unruhe und Bewegung, aber kein Hinübergehen, keine Veränderung, keine Verwandlung und Entwicklung mehr möglich ist?

Dass sich daraus für die psychische Entwicklung Schwierigkeiten, gar Paradoxien ergeben, ist unschwer zu erkennen, wenn man sich vor Augen führt, was die weit herum geforderte Flexibilität in der Spätmoderne an Kompetenz voraussetzt. Flexibilität fordert, dass ich die Möglichkeit habe, mich situativ je neu zu orientieren, meine Lebenssituation veränderten Umweltbedingungen anzupassen und also beispielsweise Anstellungssituationen, Engagements,

3 So ist gewissermaßen die depressive Erkrankung, so lautet eine These, die auch Dornes aufnimmt, angesichts dieses Leistungsstress nicht mehr in Über-Ich-strukturierten Schuldzusammenhängen verortet, sondern vielmehr in Scham dominierten Versagenszusammenhängen (vgl. Dornes, 2010).

familiäre Verhältnisse, letztlich eben Beziehungen zu verändern. Diese Fähigkeit setzt allerdings voraus, dass wir uns trennen können. Die für Ablösung, Loslösung und Trennung notwendige Voraussetzung, dies zeigt die Bindungsforschung, sind sichere Bindungserfahrungen. Es sind Erfahrungen, die bei Kindern auf der Basis wiederholt erlebter typischer Interaktionsmuster mit ihren Bezugspersonen zu Erwartungen über zukünftige Interaktionen führen, zu sog. »inneren Arbeitsmodellen«, wie J. Bowlby sie nannte (Bowlby, 1973). Die Entwicklung einer Trennungskompetenz als Voraussetzung flexibler Anpassungsfähigkeit ist also genau von jenen sicheren Bindungserfahrungen abhängig, die wir aufgrund der zunehmenden Flexibilisierung unserer Lebenswelt arg unter Druck setzen.

Man kann sich also die Frage stellen, wie viel Bleibendes es denn braucht, damit Veränderung möglich ist und möglich bleibt? Wie viel Zustand oder besser Phase mit ihren Grenzen, wie viel Musterhaftes, Identisches, Gleichbleibendes, wie viel Matrix brauchen wir, damit Veränderung möglich ist? Und umgekehrt: Wie viel Veränderung erträgt das Bleibende? Und schließlich: Wie ist das Bleibende selbst zu denken? Als Permanenz, d. h. als etwas, das sich in der Veränderung wie die Wirbelbildung im Fluss erhält? Fazit dieser kleinen Einführung in die Übergangsdialektik: Wo Übergang, da Verbindung *und* Trennung, d. h. Begrenzung.

Martin Dornes nimmt die Thematik des Übergangs aus einer soziologischen wie psychologischen Sichtweise auf, wenn er nach dem Strukturwandel der Persönlichkeit in der Spätmoderne fragt. In seinem Aufsatz geht er der Grundfrage nach den psychischen Auswirkungen veränderter Erziehungspraktiken nach und vertritt die These, dass die »Verschiebung, von der ›Erziehung zur Beziehung‹ oder vom ›Befehls- zum Verhandlungshaushalt‹« (vgl. Dornes in diesem Heft, auch Dornes, 2010, S. 995), d. h. generell die Liberalisierung in den Erziehungsstilen zu einer grundlegenden psychostrukturellen Veränderung, sprich: Lockerung im psychischen Apparat geführt habe. Interessant für die Übergangsthematik ist dabei, dass er die gesellschaftlichen Veränderungen in der Primärsozialisation und damit die Vermittlung von Sozialem und Psychischem bei seinen Ausführungen ins Zentrum rückt. Angesichts dessen, dass die Anforderungen an Elternschaft sich in der Moderne erhöht haben, da äußere Regulationen durch Institutionen und tradierte kollektive Vorgaben geringer geworden sind, werden Fragen der Fürsorge und Versagung, der Regulation von Zuwendung und Trennung sowie auch der intergenerationalen Beziehungen vermehrt in die Hände des und der Einzelnen und deren psychosozialen Kompetenzen gelegt. Es gehe den heutigen Jugendlichen nicht mehr um Triebbefriedigung, nicht mehr um »Befreiung von einengenden Zwängen«, sondern um das »Gelingen von

Selbstbestimmung«, die »befriedigende Gestaltung entscheidungsöffener gewordenen Lebensmöglichkeiten« (Dornes, 2010, S. 1025). Strafangst werde von Versagensangst abgelöst, Schuld von Scham und Zweifel überlagert. Im Blick auf den Zusammenhang der Veränderungen in der Sozialisation und Erziehung der Einzelnen und deren Einfluss auf die Veränderung in der psychischen Struktur nimmt Dornes eine interaktionistische Perspektive ein – die durchaus kontrovers diskutiert wird (vgl. etwa King, 2010) –, indem er gewissermaßen in Analogie zu den soziologischen Veränderungen auch im Bereich des Psychischen dieselbe Veränderungslogik zu erkennen glaubt. Die psychischen Instanzen von Es, Ich und Über-Ich als Folge der eher kommunikativen Erziehungsstile seien »verflüssigter«: das Es ist weniger triebhaft, das Über-Ich weniger rigid und das Ich kreativer und flexibler. Sodass sich analog zu den sozialen Verhältnissen auch die innerpsychischen Verhältnisse insgesamt dialogischer und weniger antagonistisch gestalten würden. Dornes benennt diese Psychostruktur mit dem charakterologischen Begriff einer »postheroischen Persönlichkeit«, welche die Verbindung von größerer intrapsychischer Freiheit mit zugleich auch größerer Verletzlichkeit kennzeichnet. Trifft es also wirklich zu, dass unter dem gesellschaftlichen Strukturwandel auch eine kommunikative Verflüssigung des psychischen Apparats erfolgt (vgl. dazu Rohde-Dachser in diesem Heft)?

Gabriele Sörgo zeichnet aus kultursoziologischer und -historischer Perspektive unter dem Titel »Tune in ...« detailliert nach, wie sich ökonomische Beschleunigungs- und Entbettungsprozesse auf Mentalitäten und insbesondere kulturelle Selbstverwirklichungsdiskurse und -praktiken in den letzten fünfzig Jahren ausgewirkt haben. Worauf Sörgo im zweiten Teil ihres Aufsatztitels »... and drop the lot« hinweist, basiert das Erleben der Gegenwart (»tune in«) auf einem konsumistischen Verhalten, welches zugunsten erhöhter Flexibilität im Prozess der Selbstverwirklichung ein Abwerfen dessen propagiert, was nicht im Hier und Jetzt ist: kulturelle Kontexte also, gesellschaftliche Institutionen und Ordnungsstrukturen, das kulturelle Gedächtnis, generell »in symbolischen Universen archivierte Erfahrungen«. Vor dem Hintergrund Giorgio Agambens kulturpessimistischer Analyse einer Verkümmern der Erfahrung in der modernen Erlebnisgesellschaft, in der keine substanzielle Transformation mehr zustande kommt, führt Sörgo sodann eine ideologiekritische Argumentation gegen die Überschätzung dessen, was derzeit mit dem Schlüsselbegriff der Resilienz an Hoffnung verbunden wird. Resilienz, die missverständlich mit Innovation verknüpft werde (etwa wenn die Widerstandsfähigkeit gegenüber Krisen als *Antrieb für Erneuerung* umgedeutet wird), meint systemtheoretisch gesprochen vielmehr ein Aufrechterhalten einer Systemidentität angesichts destabilisierender Einflüsse und nicht deren Transformation. Dem »Zustand«

ungebremster und unmarkierter Transformation, der in einen andauernden Übergangszustand, in eine permanente »Liminalität« mündet, so führt Sorgo mit dem Ritualtheoretiker V. Turner aus, korrespondiert ein suchtägliches Verhalten, das keine Zeit für Erfahrungsbildung duldet, sondern im jeweils nächsten Erlebnis das vorhergehende löscht. Dagegen reklamiert Sorgo schließlich einen vertieften Erfahrungsbegriff, den sie in einer gewissermaßen unhintergehbaren sozialkonstruktivistischen Substanz verortet: in tragfähigen Beziehungen. »Lernen durch Erfahrung« (Bion) basiert auf dem intersubjektiven Austausch, auf der Einbettung in Beziehungen. Solchermaßen verstandenes »Tune in« braucht Zeit, bildet letztlich aber die »Essenz« stabiler und doch flexibler Identitätskonstruktionen.

Den Bogen einer gesellschafts- bzw. kulturtheoretischen Verortung des Themas »Übergänge« zu entwicklungspsychologischen Kontexten vollzieht *Mario Erdheim* aus ethnopschoanalytischer Sicht in seinem Beitrag zum »Körper in der Adoleszenz«. Gemäß der Grundthese moderner Kulturanthropologie, vertreten etwa durch die frühen Publikationen von Marcel Mauss (1975), später prominent durch Mary Douglas (1998), wonach der Körper sowohl durch die Kultur geprägt wird – und damit primäres Ausdrucksmedium der Regeln und Werte einer Gesellschaft darstellt –, als auch die Kultur prägt (»Kultur ist eine der Nase, die dann Wohlgerüche von Gestank unterscheidet«), zeigt Erdheim zunächst anhand verschiedener ethnografischer Beispiele auf, in welcher unterschiedlicher Form über Körpermodellierungen bei verschiedenen Völkern Stammeszugehörigkeiten, Status und damit verknüpfte Privilegien in den Körper eingeschrieben, inkarniert werden. Deutlich wird in seinen Ausführungen, dass die meisten Körpermodifikationen im Verlauf der Adoleszenz, dem Muster eines entwicklungspsychologischen Übergangsprozesses, vollzogen werden. In der Rückwendung des ethnologischen Blicks auf die eigene Kultur zeigt Erdheim, dass in der Auseinandersetzung Jugendlicher mit ihrem Körpergefühl und Körperbild nicht nur eine zentrale Aufgabe der Adoleszenz, sondern eigentlich eine »Kulturleistung« vollzogen wird. Kultur will er dabei ganz grundsätzlich als Auseinandersetzung mit dem Fremden verstanden wissen – nicht nur mit der Natur, mit anderen Kulturen, mit dem Leben und dem Tod. Für Jugendliche in der Adoleszenz bedeutet sie auch eine Auseinandersetzung mit der Fremdheit der Erwachsenenwelt, und je vertrauter ihnen diese wird, eine Auseinandersetzung mit dem, was ihnen dabei fremd wird: die eigene Kindheit. Die Verkörperung und Verknüpfung von Kindlichem und Erwachsenem benennt Erdheim als die »Zweiwertigkeit der Jugendkultur«, die er zum Schluss seines Aufsatzes beispielhaft an verschiedenen Aussagen Adoleszenter der Zürcher Jugendszene erläutert und damit nochmals das gegenseitige Bestimmungsverhältnis von Körper und Kultur exemplifiziert.

Marie-Luise Hermann stellt in ihrem Aufsatz einen entwicklungspsychologisch ähnlich wichtigen Lebensabschnitt, wie die Adoleszenz ihn darstellt, ins Zentrum ihrer Überlegungen: den Übergang in die zweite Lebenshälfte. Angesichts der veränderten Lebenserwartungen und der gesellschaftlichen Flexibilisierung der beruflichen und familialen Vollzugssequenzen, die nicht mehr eng an ein bestimmtes biologisches Alter gekoppelt und mit ihm synchronisiert sind, wird auch der Übergang ins Alter zum Feld gesellschaftlicher und psychischer Aushandlung bzw. Gestaltung. Hermann fokussiert dabei insbesondere die aufgrund der zeitlichen Begrenzung unseres Lebens gestellten Anforderungen an Adaptationsleistungen des Selbst angesichts von Verlusten, die das Altern mit sich bringt: Funktionsverluste in der kognitiven und emotionalen Ich-Plastizität, aber natürlich auch in körperlicher Hinsicht. Dabei zeigt Hermann in der exemplarischen Darstellung verschiedener Vignetten, dass die mit den Verlusten einhergehenden narzisstischen Kränkungen nicht notwendigerweise in ein defizitäres Altersbild führen müssen, sondern durchaus Chancen bergen, die die Autorin in psychotherapeutischen Entwicklungsperspektiven skizziert. Dabei gilt es – aus selbstpsychologischer Sicht – zunächst den Blick auf die Entwicklungsaufgaben des älteren Menschen zu lenken, die zugleich die Kristallisationspunkte der Krisen und pathologischen Zuspitzungen bei der Abwehr von Kränkungen und Scham bilden: so etwa wenn sich bei Aufrechterhalten der Illusion einer ewigen Jugendlichkeit eine zunehmende Diskrepanz zwischen aufrechterhaltenem Ich-Ideal und realer Entwicklung des Ich eröffnet.

In ähnlicher Fokussierung auf die narzisstische Thematik einer Verleugnungsabwehr unserer Endlichkeit, die der postmodernen Beschleunigung der Lebensverhältnisse zugrunde liegt, befassen sich *Christa Rohde-Dachser* und *Benigna Gerisch*: Erstere indem sie die Suche nach einer möglichst intensiven Ausschöpfung des diesseitigen Lebens in Verbindung bringt mit einem vonseiten der Kultur gegebenen phantasmatischen Heilsversprechen einer Allmöglichkeit, sprich: Omnipotenz, Letztere indem sie die narzisstische Akzentuierung des Körpererlebens in Verbindung mit gegenwärtigen Optimierung- und Körperperfektionierungsdiskursen stellt.

Im Gegensatz zu Dornes Zeitdiagnose einer »postheroischen Persönlichkeit« moniert *Rohde-Dachser* kritisch die der *Conditio humana* eingeschriebenen intrapsychischen Grundkonflikte, die trotz gesellschaftlichen Wandlungsprozessen durch alle Zeiten hindurch in ihrer Grundstruktur erhalten bleiben: der ödipale Konflikt, die existenzielle Mangel Erfahrung des Menschen oder das unstillbare Begehren, das stets dennoch nach Erfüllung trachtet. Am Beispiel einer aktuellen Inszenierung des »Don Juan« weist *Rohde-Dachser* auf dessen paradigmatische Problematik hin, nach

vollkommener Befriedigung zu suchen, in dieser Suche sich aber zugleich immer weiter von einer Befriedigung zu entfernen. Den suchtartigen Drang Don Juans nach Wiederholung der Verführungen liest die Autorin als Verleugnung der Begrenztheit des Lebens mittels Quantität sich wiederholender Erfahrungen. In dieser zirkelhaften Unruhe gibt es kein Vergehen der Zeit, sondern einzig eine Allmöglichkeit, eine Omnipotenz, die der Tod unvermittelt beendet, indem er radikal ins Leben einbricht und gewissermaßen als »Optionenvernichter« (Rosa, 2005, S. 292) waltet.

Ähnlich wie G. Sorgo aus kulturwissenschaftlicher Perspektive stellt Rohde-Dachser aus psychoanalytischer Sicht die (therapeutische) Beziehung ins Zentrum ihrer Antwort auf die beschriebene postmoderne Dynamik. Die Beziehungserfahrung zwischen Analytiker und Analysand bildet letztlich den Grund erneut wachsender innerer Lebendigkeit, wenn »erlittene Kränkungen, Verlassenheitsgefühle und Versagensängste allmählich wieder einen Namen bekommen und in anderer Weise in die eigene Lebensgeschichte integriert werden können, als dies bisher der Fall war«.

Benigna Gerisch nimmt den Faden narzisstischer Verleugnung von Differenz, Getrenntheit und Begrenztheit auf, indem sie zunächst kritisch zu Bewusstsein bringt, dass mit den skizzierten gesellschaftlichen Beschleunigungsveränderungen die Anerkennung der Differenz »durch die Verflüssigung der Beziehungen und die rasante Objektaustauschbarkeit unterlaufen« werde, die von Getrenntheit »durch die allzeit verfügbaren Kommunikationstechnologien« und schließlich die von Begrenztheit »durch omnipotente Möglichkeitsräume und multifunktionale Identitätsoptionen«, die von Vergänglichkeit »durch Umbaumaßnahmen am menschlichen Körper mittels *Body- und Neuroenhancement*«. Unterlaufen werden dabei, wie eingangs erwähnt, genau jene Anforderungen, die die Voraussetzungen für die psychische Entwicklung und emotionale Reife bilden. Das Resultat, unabhängig von der Diskussion, wie tiefgreifend der Wandel sich auswirkt (vgl. die Kontroverse zwischen Dornes und Rohde-Dachser in diesem Heft), und unabhängig von der konkreten phänomenalen Ausgestaltung, sind »diffuse Identitätszerklüftungen«. Insbesondere der Körper, so schließt sich Gerisch einer These J. Küchenhoffs an, werde in der Gegenwart mit der Aufgabe einer Identitätsbildung, einer Sinnstiftung und gelingenden Lebenspraxis befrachtet und überfordert (vgl. Küchenhoff, 2005). In einer Perspektivenverengung fokussiert Gerisch auf den Körper im suizidalen Erleben und Agieren und erkennt dabei in der suizidalen Psychodynamik – im Unterschied zur Relevanz des Objektverlusts – zunehmend eine narzisstische Akzentuierung des Selbst- und Körpererlebens. Der Körper, der nicht so tut, wie man will, wird malträtiert, gegängelt oder letztlich zerstört. Im Hintergrund dieser Dynamik steht dabei ein narzissti-

ches Selbstoptimierungs- und Perfektionsstreben, welches von bestimmten Technologien zusätzlich gefördert wird. Gerisch begründet in der Folge ihre These damit, dass der spätmoderne Körperkult nicht einfach eine Auftrennung von subjektiv erlebbaren Leibempfindungen und objektiv wahrnehmbarem Körper begünstigt, sondern eine »Hypertrophierung, Fetischisierung und Idealisierung einzelner Körperteile« (die dann entweder perfektioniert oder aber destruiert werden) zeitigt und damit »intrapyschischen Spaltungsprozessen, die paradigmatisch sind für die suizidale Psychodynamik, ... Vorschub leistet«. Den der Suizidalität solchermaßen immanenten Körperkonkretismus bringt Gerisch schließlich in Verbindung mit dem Begriff der Metamorphose, an welchem sie die suizidalen Wandlungen des Körperbildes und -selbsterlebens sowie die (objektbeziehungstheoretischen) Funktionen des Körpers in der suizidalen Krise entwickelt und anhand von klinischen und literarischen Beispielen exemplifiziert. Aus therapeutischer Perspektive moniert die Autorin dabei den mit dem Perfektionierungsstreben eng verknüpften persistierenden Widerstand gegen die in Therapien unumgänglichen, zeitaufwendigen psychischen Arbeitsanstrengungen.

Lisa Schäfer-Fauth und ihre Koautoren untersuchen in ihrem Beitrag die Frage nach Übergängen in der Identität in Abhängigkeit von Veränderungen im Gesicht. Anhand ausgewählter Beispiele prä- und postoperativen Interviews mit gesichtschirurgischen Patienten analysiert sie mittels erzähl- und konversationsanalytischer Methoden, inwiefern ein Wandel in der Identität für diese Patienten aufgrund des chirurgischen Eingriffs relevant ist bzw. wird. Das Gesicht ist wie kein anderer Körperteil durch seine Exponiertheit ein besonders sensibler Verhandlungsplatz von Identität. Über das Gesicht sind wir identifizierbar, erhalten Zugang zu mentalen Zuständen, emotionalem Gestimmtsein der anderen, nehmen uns aber auch selbst über den Blick und das Gesicht des Anderen wahr und erkennen uns selbst. Zugleich ist das Gesicht jenes Organ, welches nicht nur in besonderem Maß einen Teil meines Selbst darstellt, sondern zu welchem der Andere einen privilegierten Zugang hat, indem er immer schon sieht, was mir selbst verborgen bzw. nur indirekt über den Spiegel oder die gesichtsmimische Resonanz des Andern zugänglich ist. Dieses intersubjektive Attunement, in welchem letztlich der signifikante Andere Eingang in die innere Struktur des Selbst findet, ist wesentlich über das Gesicht und die Wechselseitigkeit des Blicks vermittelt, sodass es zugleich Quelle einer anhaltenden Irritation und Verunsicherung im Selbst bleibt. Vor diesem Hintergrund eröffnet die Untersuchung des Einflusses gewünschter und durchgeführter gesichtschirurgischer Veränderungen auf die Identität der Betroffenen einen Kontext, der weit über eine subjektive Operationszufriedenheit hinausgeht und sowohl intrapsychische Fragen der Binnendifferenzierung von

Körper- und Selbstbild umfasst, wie auch interaktionelle und intersubjektive Aspekte der Schamregulierung sowie der Identitätsbildung.

Im Blick auf eben die konkrete psychotherapeutische Arbeit nimmt *Christian Kläui* abschließend eine Übergangsthematik auf, die er an der Frage der Aktivität und Passivität im psychotherapeutischen Geschehen entwickelt. Während Freud die Grenze des psychoanalytischen Arbeitens dort sah, wo Menschen mit einer fundamentalen Passivität konfrontiert sind, mit der es kein Aussöhnen gibt, ortet Kläui insbesondere in niederfrequenten Psychotherapien eine Übergangsproblematik dort, wo Patienten gerade in der Passivität verharren bleiben und keinen Übergang aus dem Leiden finden. Therapien laufen dann das Risiko, passiv in »endlose Betreuungen« überzugehen. Ausgehend von Problemen, die Freud mit der negativ therapeutischen Reaktion beschrieben hat, fokussiert Kläui in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Passivität, und zwar in Abhebung von Freud, der die Ablehnung von Passivität als Widerstand *im* Patienten verstand, vielmehr in einer relationalen Perspektivierung in der Beziehung. Man ist passiv in Bezug zu etwas, womit Kläui auf den Gradienten von aktiv und passiv hinweist. Wie geht der Therapeut mit Passivität, die der Analysand nicht aushält, um? Wie steht es um das Aushalten der eigenen Passivität, das Nicht-Wissen, Nicht-Verstehen, das Ausgeliefertsein an eigene Affekte, ohne in kompensatorischen Aktivismus zu verfallen? Kläui versteht Aktivität dabei im therapeutischen Gespräch primär als Kreativität, die Grundlage dafür ist, dass in der Therapie etwas entstehen und weiterführen kann – sie ist letztlich Grundlage dafür, dass eine Therapie gelingen kann. In der Funktion des Kreativen findet Kläui gewissermaßen das Komplement für all dasjenige, welches im Psychischen als »irreduzibler Kern der Rätselhaftigkeit« erhalten bleibt und »stets neu interpretiert sein will«. Dabei bringt er dieses Rätselhafte in Verbindung mit der konstitutiven Position der Passivität des Kindes, die sich im Laplanche'schen Sinn daraus ergibt, dass es Objekt des unbewussten Begehrens der Eltern ist, das es aufgrund seiner sexuellen Unreife zwar spüren, aber nicht verstehen kann. Um dieses Rätselhafte herum ranken sich Fantasien des Kindes, die als aktive, sprich: kreative Abwehrformen der nicht erträglichen Passivität verstehbar sind. Passives Ergriffenwerden wandelt sich hier in der Kreativität zu einem aktiven Begreifen. Die Therapie kann im optimalen Fall zu einem solchen kreativen Spielraum werden, in welcher der Übergang von passivem Ausgeliefertsein an rätselhaft Unverstehbares zu einem immer erneut angestoßenen Aktivwerden in kreativen Verstehensversuchen vollzogen wird.

Daniel Sollberger

Herausgeber dieses Themenheftes

Literatur

- Bowlby, J. (1973). *Attachment and loss*. Vol. 2: Separation: Anxiety and anger. London: Hogarth Press and Institute of Psycho-Analysis (dt. (1976). *Trennung*. München: Kindler.
- Dornes, M. (2010). Die Modernisierung der Seele. *Psyche – Z Psychoanal*, 64, 995–1033.
- Douglas, M. (1998). *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in der Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Ehrenberg, A. (2004). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt a.M.: Campus. (frz. (1999). *La fatigue d'être soi. Dépression et société*. Paris: Odile Jacob.
- Gumbrecht, H. U. (2010). *Unsere breite Gegenwart*. Berlin: edition suhrkamp.
- Gumbrecht, H. U. (2011). Am Ende der Zeit, die wir »Geschichte« nannten. *Neue Zürcher Zeitung*, 75, 30. März.
- King, V. (2009). Umkämpfte Zeit – Folgen der Beschleunigung in Generationenbeziehungen. In Dies. & B. Gerisch (Hrsg.), *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung* (S. 40–62). Frankfurt a.M.: Campus.
- King, V. (2010). Psyche und Gesellschaft – Anmerkungen zur Analyse gegenwärtiger Wandlungen. *Psyche – Z Psychoanal*, 64, 1040–1053.
- Küchenhoff, J. (2005). Öffentlichkeit und Körpererfahrung. In ders. *Die Achtung vor dem Anderen. Psychoanalyse und Kulturwissenschaften im Dialog* (S. 169–184). Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Mauss, M. (2010). Die Techniken des Körpers. In M. Mauss (Hrsg.), *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 2 (S. 199–220). Wiesbaden: VS Verlag.
- Rohde-Dachser, C. (2007). Zur Psychodynamik Schönheitschirurgischer Körperinszenierungen. *Psyche – Z Psychoanal*, 61, 97–124.
- Rosa, H. (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.